

Helmut Richter

## Über sieben Brücken mußt du gehn

(Erstveröffentlicht in »Der Schlüssel zur Welt«, Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig 1975; Verfilmung 1978)

Das Klubhaus war jetzt immer überfüllt. Im Foyer, das durch die großen Spiegel viel größer wirkte, als es in Wirklichkeit war, saßen und standen die Zuspätgekommenen und warteten geduldig darauf, daß ihnen im Saal oder im Restaurant ein Stuhl zugewiesen wurde. Die Saaltüren und die Flügeltür zum Restaurant waren weit geöffnet. Man konnte in die Räume hineinsehen: auf die Speisenden und auf die Tanzenden und auf die fünf Musikanten auch, die sich wanden und bogen und die langen Haare schüttelten wie Pferde ihre Mähnen. Hingegen war die »Zaspe« jetzt immer gähnend leer, und der Wirt dort war froh, daß wenigstens das Geschäft mit dem Flaschenbier nicht zurückgegangen war.

Ehedem war das anders gewesen. Das Klubhaus gehörte dem Kombinat, wurde von der Gemeinde nur mitbenutzt und war für diese allein viel zu groß. Aber dann wurde die Baustelle eingerichtet, und plötzlich war alles ganz anders. Schon am Mittag war das Restaurant überfüllt, und abends einen Platz zu bekommen gelang den Einheimischen nur selten. Um so häufiger versuchten sie es jetzt, denn man geriet fast immer an Leute, die etwas zu erzählen wußten, die sich den Wind um die Nase hatten wehen lassen. Manchmal klang es, als sprächen sie von fernen, exotischen Ländern: »Damals in Sosa!« sagten sie. Oder: »In Boxberg hatten wir...« Oder: »Als wir nach Schwarze Pumpe kamen...« Verwegene Kerle waren darunter, denen es auf einen scharfen Flirt mehr oder weniger nicht ankam. Die Frauen des Dorfes kramten versonnen in ihren Schmuckkästchen und durchmusterten kritisch ihre Kleiderschränke. Die Männer hatten plötzlich wieder ganz helle, wachsamen Augen wie zu der Zeit, als ihre Frauen noch Mädchen gewesen waren und sich noch nicht für sie entschieden hatten. Und nun sollten auch noch die Bauleute aus Polen kommen.

»Wenn das man gut geht!« sagten viele, und es war nicht ganz klar, was sie damit meinten. Im Gemeinderat wurde jetzt wieder einmal (wie vor 20 Jahren schon) der Plan erörtert, die grünen Baracken, die immer noch hinter der Abraumhalde standen, endlich abzureißen, aber Schober, der Bürgermeister, war entschieden dagegen. »Ein Gebäude ist ein Gebäude«, sagte er mit einer Miene, als verkündete er das Evangelium. »Es kommt darauf an, wofür es verwendet wird.« Das war kaum zu widerlegen, und außerdem waren die Baracken jetzt an ein Baustofflager vermietet und brachten der Gemeinde Monat für Monat ein hübsches Sümmchen ein.

Obwohl Schober erst nach dem Krieg zugezogen war, verstand er die Gedankengänge seiner Gemeinderäte ganz gut. Die Baracken waren vom Dorf aus nicht mehr zu sehen, sie waren von schnellwüchsigen Pappeln eingesäumt, und so war die Erinnerung an sie nach und nach aus dem Bewußtsein geschwunden. Jetzt, auf die Kunde hin, daß Bauarbeiter aus Polen im Dorfe wohnen würden, befürchteten viele, die Holzhäuser könnten als ein Stück unbewältigter Vergangenheit angesehen werden. »Ach was«, sagte Schober. Er hatte selbst sechs seiner besten Jahre in

ähnlichen Baracken zubringen müssen, und manchmal, wenn er da oder dort darüber sprach (zur Jugendweihe oder in einer FDJ-Versammlung), war es ihm schon vorgekommen, als spräche er nicht mehr über sich und über sein Leben, sondern über irgendeinen Fremden und über dessen Leben. »Ach was!« Die Gäste würden ja in den beiden Neubaublocks wohnen, die jetzt neben dem Klubhaus standen, und die Gemeinde wollte alles tun, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Schober war zuversichtlich.

Tatsächlich schien er recht zu behalten. Die Männer aus Gliwice und Kielce bezogen ihre Wohnungen und fuhren dann Tag für Tag mit den Mikro-Bussen, die sie mitgebracht hatten, zur Arbeit. Nach Feierabend gingen sie einkaufen, wie die

Alteingesessenen auch. Zuweilen traten zwei oder drei von ihnen in die »Zaspe« und tranken an der Theke ein Bier. Sie wirkten selbstsicher und aufgeschlossen. Zuweilen klangen aus ihren weitgeöffneten Fenstern schwermütige Lieder, so daß die Mädchen des Dorfes bewegt lauschten.

Jerzy Roman war gegen den Willen seiner Mutter hierher gefahren. Eines Tages war er nach Hause gekommen. Die Mutter stand wie immer am Zaun des Vorgartens und sah die schlecht gepflasterte Vorortstraße hinauf, sah zu, wie er oben bei Grogal um die Ecke bog. Ihr Herz schlug immer ein paar schnellere Schläge, wenn sie sah, wie tief er die Maschine gegen das Pflaster neigte, und sie wartete wie jedes Mal, daß er jetzt zu Boden stürzen würde... Er war also nach Hause gekommen und hatte gesagt: »Ich fahre nach Zaspenhain!« Sie stand bereits an der Pumpe, um ihm behilflich zu sein, den Straßenstaub aus dem Gesicht zu waschen, das Handtuch hing über dem rostdunklen Rohr, die Seifendose stand auf dem Deckstein des Brunnens, sie hatte den Schwengel schon nach oben geführt und verharrte nun so, als habe das eine Wort sie in Stein verwandelt.

Er hatte die Lederjacke bereits abgelegt, die Hemdsärmel hochgekrempelt und hielt die Hände unter die Ausflußöffnung. Er hob den Blick. Ihr Gesicht war sehr blaß. Gewöhnlich wirkte ihr Teint aber frisch und gesund: Sie arbeitete viel in ihrem Garten, und außerdem verstärkte der Kontrast zu den schlohweißen Haaren, die ihr Gesicht umrahmten, diesen Eindruck noch. Jetzt war ihr Gesicht weißer als ihr Haar.

»Was ist, Mutter?« fragte er. Er stützte die linke Hand auf das Rohr und richtete sich auf.

»Dorthin?« fragte sie. Sie flüsterte geradezu.

»Ja«, sagte er gewollt gleichmütig. »Wir sollen Kühltürme bauen.« Damit war das Gespräch zunächst beendet. Sie drückte den Schwengel nach unten, und er fing mit den Händen das kühle Wasser auf.

Später saß er dann am Küchentisch und löffelte »kalte Suppe«, die er im Sommer unvergleichlich fand. Er schmeckte voller Behagen die säuerlich-salzige Schärfe der Gurkenstückchen und den süßlich-dumpfen Geschmack der roten Bete, roch das sanfte Aroma des Dills ... Dies alles wuchs in der Gartenhälfte hinter dem Haus, vorn hingegen standen nur Blumen. Und er wußte, daß ihm dies immer als Inbegriff des Heimatlichen erscheinen würde: der Duft des Dills und die reinen Farben der Malven.

Die Mutter saß an der rechten Seite des Tisches, der mit blaukariertem Linoleum abgedeckt war, und schaute ihm schweigend zu. Zweimal hatte sie schon die Schürze glatt gestrichen (immer ein Zeichen, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte), aber dann hatte sie doch wieder nur am Brotkorb gerückt, als stünde er nicht richtig. Erst am Abend begann sie das Gespräch über seine Arbeit noch einmal. Sie saßen in der Stube und hatten kein Licht angezündet. Jerzy lag auf dem Kanapee und lauschte dem vertrauten Ticken des Regulators. Er blickte zu den Fenstern, die als hellgraue

Rechtecke noch zu erkennen waren, verziert durch die Scherenschnitt-Arabesken der Blumenstöcke. Die Dunkelheit gab der Mutter den Mut, wieder an Dinge zu rühren, die ebenfalls längst im Dunkel, im Dunkel der Vergangenheit lagen.

»Fahr nicht«, sagte sie. Sie stellte sich sonst selten gegen seine Entschlüsse, aber sie hatte plötzlich wieder das trostlose Grau der riesigen Karbidhalde vor Augen, die zwischen Lager und Werk aufragte. Sie erinnerte sich wieder ganz genau an den Geruch der Abgase, der ihnen manchmal nachts den jähen Verdacht ins Herz gepreßt hatte, ihre Liquidierung stünde bevor. Sie erinnerte sich, daß in den Bombennächten glühende Koksloren aus dem Werk hinausgeschoben wurden, um die Flieger irrezuführen, und manchmal war das auch gelungen

»Warum?« fragte er. Er sah keinen Grund, von seinem Plan abzulassen. Wie oft hatte er diesen unschönen Namen schon gesagt, gedacht. Jeder Meldeschein jedes Hotel zwang ihn dazu, ihn zu schreiben. Geburtsort: »Zaspenhain (DDR).« Er hatte ihn sich nicht ausgesucht... Er erschrak, daß er das dachte, bat die Mutter insgeheim um Verzeihung, denn auch sie hatte ihn sich nicht ausgesucht. Aber hinfahren würde er doch. Er spürte schon jetzt, daß eine gewisse Vorfreude in ihm wuchs, obwohl er sich immer wieder sagte, daß auch ein Geburtsort einfach nur ein Ort war. Möglich, daß er enttäuscht wurde, enttäuscht wie seinerzeit, als er zum ersten Male die Landesgrenze passierte. Auch damals hatte er ganz bestimmte Vorstellungen gehabt, die durch die Wirklichkeit nicht erreicht wurden: Die Bäume waren jenseits der gedachten Linie genauso grün. Und der Himmel überspannte das Jenseits und das Diesseits mit einem gewaltigen, ungeteilten Bogen. Aber sei's drum. Er wollte weder der Erwartungen wegen die Wirklichkeit aufgeben noch die Erwartungen wegen der Wirklichkeit.

Gitta Rebus stand vor dem Mittelspiegel des Foyers und bürstete sich die Haare, als Jerzy eintrat. Vor ihr, auf der roten Polsterbank unter dem Spiegel, saß Günter Kuhn und bewunderte ihre Beine. Seine Fingerkuppen glitten den sanften Bogen ihrer Waden aufwärts und ertasteten die Grübchen in ihren Kniekehlen. Draußen war es bereits Nacht, und da die Lampe über dem Eingang von Randalierern zerschlagen worden war, sah es so aus, als sei die offene Tür mit dunklem Samt verhängt. Vor diesem dunklen Hintergrund stand plötzlich ein blonder Bursche und schien zu zögern, ob er eintreten sollte. Einen Augenblick war alles ganz unwirklich, Gitta hatte den Eindruck, dies dort sei gar nicht die Tür und der Bursche gar kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern alles zusammen ein erstaunlich lebensnah wirkendes Bild. Sie drehte sich rasch um, denn obendrein kam ihr dieses Gesicht bekannt vor.. - Aber da stürzten auch schon vier junge Männer auf den Eintretenden zu und zogen ihn herein. Gitta drehte sich sofort wieder um und beobachtete im Spiegel weiter. Zwei der vier Männer wollten Jerzy ins Restaurant ziehen, die beiden anderen schoben ihn auf den Saal zu. Sie sah, daß er offenbar sehr beliebt war und daß alle ihn gern am Tisch haben wollten. Er schien ein wenig verwirrt zu sein, wußte offenbar nicht, wie er sich entscheiden sollte: Er hob die Schultern, drehte die Handflächen nach vorn und lächelte hilflos. Schließlich gingen sie alle gemeinsam zunächst einmal in den Schankraum. Im Spiegel sah Gitta wieder nur ihr Gesicht, und es kam ihr noch häßlicher vor als sonst. Sie steckte die Bürste in die Handtasche, drehte sich um und ging nach draußen. Kuhn erhob sich sofort und ging ihr nach. Aber draußen sah er, daß sie nicht auf ihn wartete. Er rief ihren Namen, aber sie drehte sich nicht um. Er rannte ihr hinterher und holte sie schnaufend ein:

»Was ist denn?«

»Nichts«, sagte sie.

Er konnte wegen der Dunkelheit nicht erkennen, was in ihrem Gesicht vorging, aber er packte sie am linken Arm und hielt sie zurück. Sie mußte sich ihm zudrehen. Ihre weiße Bluse leuchtete ihm aus dem Jackenausschnitt entgegen, und er griff nach ihrer Brust. Sie wehrte sich nicht. Er schob sie gegen den schiefstehenden Bretterzaun der alten Kegelbahn. Sie spürte das rissige Holz an ihren Schulterblättern, sie spürte, daß er sich näher an sie heranmachte, daß er ihr den Rock in die Höhe schob, daß er ihr die Knie auseinanderdrückte, daß er in sie eindrang. Sie ließ es geschehen. Und sie registrierte alles, als sei sie selbst gar nicht daran beteiligt.

Dann machte sie sich frei, und er sah ihr blöde und fassungslos nach, wie sie sich auf dem hellen Kiesweg immer weiter von ihm entfernte.

Jeder Mensch hat einen Traum, der immer wiederkehrt. Gitta Rebus diesen: Sie ist noch ein Kind. Die Mutter räumt die Reste des Abendbrotes vom Tisch, stellt sie auf das Henkeltablett, das sie von der Großmutter harten, geht hinaus in die Küche. Der Vater steht am Schreibtisch und dreht sich mit einem dieser merkwürdigen Apparate, die es in der Nachkriegszeit gab, eine Zigarette. Sie selbst sitzt auf dem Sofa, ist dabei, sich auszuziehen, um ins Bett zu gehen. Da schlägt die Flurglocke an. Sie springt vom Sofa, öffnet. Draußen stehen zwei Männer in langen Lodenmänteln und fragen nach dem Vater. Sie tritt beiseite und läßt die Männer ein. Die Mutter kommt aus der Küche, der Vater kommt aus dem Wohnzimmer. Einer der beiden Männer, der ältere, fragt »Herr Rebus?« Der Vater sagt »Ja?«

Und der Grauhaarige sagt: »Sie sind verhaftet!« - Später erfährt sie, daß dieser Mann Schober heißt, er wird Bürgermeister in Zaspenhain.

Der Traum hat drei Teile: Dies war der erste Teil. Danach läuft der Film der Erinnerung nicht sofort weiter. Ein Stand bild zunächst: die Mutter, der Vater, die beiden Männer, Sie selbst... Es ist nicht sehr hell in dem engen Korridor, der Lampenschirm ist aus Rohr. Plötzlich erkennt man: Er bewegt sich ein wenig, dreht sich rechtsum, linksum. Vielleicht hat ihn der Luftzug beim Öffnen und Schließen der Tür in Schwingung versetzt. Das Lichtmuster an der Wand läuft langsam mit: rechtsum, linksum. Dann ruckt der Film weiter. Der Vater macht eine Bewegung, als wollte er weglaufen. Der Mann sagt ruhig: »Es hat keinen Zweck, Herr Rebus. Machen Sie keine Umstände.« - Der Vater nimmt den Mantel von der weißblau gestrichenen Flurgarderobe, legt sich den Wollschal um den Hals, setzt die schwarz eingefärbte Wehrmachtsmütze auf, küßt die Mutter, beugt sich zu ihr hinab... Jetzt steht der Film wieder. Und zwar diesmal an einer ganz ungewohnten Stelle, denn das ist nicht das Gesicht des Vaters, das ist das Gesicht dieses blonden Burschen, den sie vorhin zum ersten Male gesehen hat. Gewöhnlich geht es in diesem Abschnitt noch ein Stückchen weiter: Der Vater beugt sich zu ihr hinab, küßt sie aufs linke Ohrläppchen, streicht ihr übers Haar, richtet sich auf, der jüngere der beiden Besucher öffnet die Tür, geht voraus. Dann fällt die Tür ins Schloß, und dies ist gewöhnlich das Ende des zweiten Teiles: Da ist die Tür, braun gebeizt. Das Gitter vor den vom Flurlicht erhellten Scheiben ist ein verschlungenes Ornament. Die Korridorlampe dreht sich jetzt nicht, sie pendelt. Unmerklich fast, ganz langsam: links, rechts, mal ist der Rand des Lichtkegels an der linken Wand höher, mal an der rechten, so daß man auch meinen könnte, das Haus schwanke... Dann die Szene vor dem Haus. Die Innenbeleuchtung des Wagens brennt. Der Vater sitzt auf dem Rücksitz zwischen den beiden Männern. Dann geht das Licht aus. Der Wagen wird gestartet. Dann flammen die Scheinwerfer auf, erfassen die Straße. Die Straße ist ein helles Band, das direkt in die Unendlichkeit führt. Im Granit des Pflasters blitzen

Kristalle gefährlich auf, die Rücklichter des Fahrzeuges sind die glühenden Augen des Teufels. Sie läuft auf sie zu, sie auszukratzen. Aber sie entziehen sich ihr: erst langsam, dann schneller, verschwinden schließlich ganz. Die Nacht ist wie schwarzes Eis. Sie steht erstarrt. Die Rufe der Mutter vermag sie nicht zu erwidern...

Nun erwacht sie. Einen Augenblick hat sie Mühe, sich zurechtzufinden: Dies ist ihr Zimmer, dies ihr Bett. Ihr Herz schlägt wie ein Schmiedehammer. »Du mit deinem Herzen!« Wie oft hat sie das gehört während all dieser Jahre. jeweils als Vorwort zu weiteren Ermahnungen oder als Resümee. »Renne nicht so! Schwimme nicht so weit hinaus! Tanz nicht so wild! Laß die Finger von Männern!« Immer war ihr gewesen, als könne sie sich nicht frei bewegen, als stecke sie in einem Mantel, dem sie bereits entwachsen ist. Jetzt setzte im Klubhaus drüben die Musik wieder ein, und nun bemerkte sie auch, woher die Rufe kamen, durch die sie erwacht war. Unter dem Fenster stand Günter Kuhn. Eine Weile schaute sie ihm zu, wie er den Boden nach kleinen Steinen abtastete, wie er die Hände wie einen Trichter an den Mund legte. Sie betrachtete ihn mit großer Gleichgültigkeit. Dann legte sie sich wieder ins Bett.

Was hatte sie schon gehabt von ihrem Leben? Während sie jetzt zurückblickte, erschien es ihr plötzlich trist und grau. Das mochte ungerecht sein, aber sie urteilte aus einer Empfindung heraus, als habe sie einen großen Verlust erlitten. Noch immer hatte sie die Szene vor Augen, in der sich der Vater. mit dem Gesicht des Burschen, den sie noch gar nicht kannte, über sie beugte, um sich zu verabschieden... Für immer, wie sie weiß! Was hatte sie also gehabt? Da war zunächst die schwere Angina, die sie erst gut überstanden zu haben schien, als bestimmte Symptome das Gegenteil signalisierten, Symptome, die von der Mutter übersehen, jedenfalls nicht mit der Krankheit in Verbindung gebracht wurden. Der Kummer um den Vater überdeckte damals halt alles andere. Und wie denn nicht? Seine Mitschuld an der Havarie der Förderbrücke (eindeutig Sabotage) war zwar nicht erwiesen, wurde aber allgemein als vorhanden unterstellt, als er, kaum aus der Untersuchungshaft entlassen, bei Nacht und Nebel nach dem Westen ging.

Nun wurde auch wieder darüber geredet, daß er während des letzten Kriegsjahres in der Verwaltung des Polenlagers gearbeitet hatte; ein Umstand, der längst untersucht und als unerheblich beigelegt worden war. Jetzt wirkte er beinahe wie eine Erklärung, wie ein Tatmotiv. »Rebus?« wurde sie später immer mal wieder gefragt, »Rebus? War das dein Vater, der...?« Aber die ersten Wochen und Monate waren die schlimmsten. War es ein Wunder, daß ihre Mattigkeit, ihre Abgeschlagenheit nicht jener schweren Erkältung, sondern ihrer allgemeinen Bedrängtheit angelastet wurden? Denn plötzlich hatte sie Angst, in die Schule zu gehen, Angst, auf die Straße zu gehen. Kinder sind oft sehr unbarmherzig. Kinder hören manches von ihren Eltern, was sie lieber nicht hören sollten. Die Urteile, die innerhalb der eigenen vier Wände gefällt werden, sind oftmals überspitzt, ungerecht, unverstellt jedenfalls. Kinder unterscheiden noch nicht zwischen Anschein und Realität: Sie brauchte da nur an Ruth Schmidt zu denken, die jetzt Ruth Bauermeister hieß...

Freilich, die Mutter tröstete sie, so gut sie konnte. Aber sie selbst hob den Blick nicht mehr, wenn sie auf die Straße ging. In einem Dorf kennt halt jeder jeden. Auch die Mutter hatte das Gefühl, daß die Leute beiseite traten, wenn sie kam, daß sie ihr nachschauten, wenn sie ging. Als der erste Brief eintraf, der sie zum Nachkommen aufforderte, da hätte sie dem allerersten Impuls beinahe nachgegeben. Aber sie stammte aus dieser Gegend, war kein Zugereister wie Vater, den erst der Krieg hierher vertrieben hatte: Ihre Eltern lebten hier, ihre Geschwister, alle arbeiteten in der Grube oder im Betrieb. Die Frauen arbeiteten in den Stellwerken oder als Klappenschlägerinnen oder als Laborantinnen, die Männer als Lokführer oder als

Maschinisten oder als Chemiewerker. Alle hatten sie also, direkt oder indirekt, eine Beziehung zu der Förderbrücke, die man getrost auch das Herz der Grube nennen konnte. Allen aus der Verwandtschaft war der Gedanke unerträglich, daß ihr Name in einen Zusammenhang mit einer unehrlichen Handlung gebracht werden konnte: Korge? War nicht die Große von Korges mit diesem Rebus...? »Der Mann soll zurückkommen, seine Unschuld beweisen oder die Strafe auf sich nehmen und die Schuld abtragen. Einer, der fällt, kann auch wieder auf stehen«, sagte der alte Korge. Aber der Postbote brachte den zweiten Brief, und der zweite war eine Wiederholung des ersten: »Kommt nach!« Auch die zweite Antwort war eine Wiederholung der ersten. Und so fort. Und nach und nach wurde der zeitliche Abstand zwischen Brief und Gegenbrief größer, und nach Jahren schlossen zwei amtliche Schreiben, eines von hier, eines von dort, den Vorgang ab.

Zwar war nun Gras über »die Sache« gewachsen, die Nachbarsfrauen nannten die Mutter wieder »Lisa«, aber die unfrohen Falten neben deren Mund hatten sich schon allzu tief eingegraben.

Und ihr selbst war inzwischen klar, wie sie die häufige Mattigkeit und das zeitweilig auftretende Fieber zu deuten hatte, wie es um ihr Herz bestellt war: daß die Krankheit, die sie sich an jenem Abend zuzog, eine Spur hinterlassen hatte, die nie mehr ausgelöscht werden konnte.

Sie fühlte sich sehr einsam jetzt, während sie auf ihr Leben zurücksah. Ihr war, als stecke sie noch einmal in dem schwarzen Eis jenes Novemberabends und blickte dem Auto nach, mit dem der Vater sich entfernte, und vielleicht, wenn Günter Kuhn noch draußen gewesen wäre, vielleicht hätte sie ihn jetzt sogar hereingelassen.

Aber er war gegangen. Wenn sie seine Zuneigung an seiner Ausdauer maß, fiel die Bilanz nicht günstig aus. Plötzlich hatte sie Angst vor der Zukunft: Unvorstellbar, wie sie es schaffen sollte, einen Menschen für immer an sich zu binden. Sie sprang aus dem Bett, trat vor den hohen Spiegel. Durch die Laterne vor dem Haus war es hinreichend hell im Zimmer. - Sie war nicht gerade häßlich, aber in ihrem Gesicht war einfach nichts, was einen Betrachter sofort hätte fesseln können. Die Stirn war eine Spur zu breit, die Augenbrauen etwas zu flach, die Augenfarbe kaum zu bestimmen, der Mund ein bißchen zu breit... Nichts war regelmäßig, aber es war auch nichts so abweichend, daß es charakteristisch gewirkt hätte. Ihr Körper war schöner. Sie zog das Hemd aus: Ja, ihr Körper war schön. Wenn sie im Freibad war, umlagerten die Burschen ihre Decke wie eine Festung. Und sie genoß diese Bewunderung. Einmal war sie sogar bis zum Autobahnsee gefahren, weil man dort auch nackt baden konnte. Ihre Sehnsucht, bewundert zu werden, hatte im Grunde nichts Erotisches an sich, war eigentlich nur der Wunsch, das Manko an Zuneigung auszugleichen, das durch den Verlust des Vaters eingetreten war. Aber die Fahrt hatte sich nicht gelohnt. Man beachtete sie kaum.

Gitta Rebus arbeitete in einem Labor des Benzinwerkes. Von den Mädchen und Frauen dort hörte sie Tag für Tag Worte, die anders klangen als die der Mutter: »Laß die Finger von Männern!« Und so ließ auch sie sich hin und wieder in einen dunklen Winkel drängen und ließ sich küssen und abgreifen. Zu Hause, wenn sie dann im Bett lag, bereute sie es manchmal, nicht nachgegeben zu haben, und sie stellte sich dann immer wieder ganz genau vor, wie es sein würde... Anderntags, von den Kolleginnen ausgefragt, erging sie sich in dunklen Andeutungen. Ins Kreuzverhör genommen, gab sie, jäh errötend, Einzelheiten zum besten, die sie bei anderer Gelegenheit von den Befragern selbst gehört hatte. Aus Angst, ihre Unerfahrenheit könnte doch einmal entdeckt und zum Gegenstand kameradschaftlichen Spotts werden, trug sie möglichst dick auf, übertrieb maßlos. Und so war ihr Ruf schon verdorben, als sie an Günter

Kuhn geriet. Günter Kuhn machte nicht viel Federlesens. Er machte bei keiner viel Federlesens. Dies alles war für ihn kein weltbewegendes Problem und auch keine Prestigefrage: Klappte es, war es gut, klappte es nicht, war es auch gut. Meinje! Bei Gitta hatte er überhaupt keine Komplikation erwartet. Als er schließlich erkannte, daß sie noch unberührt war, überraschte ihn das ziemlich, und er wurde von einer Zuneigung befallen, die wenigstens ein wenig über das bei ihm übliche Maß hinausging. (Verliebt war er nur ein einziges Mal gewesen, und gerade dieses Mädchen hatte einen anderen ihm vorgezogen. Darüber war er immer noch nicht hinweg.) - Sie schiefen dann noch oft miteinander. Sie nahm ihn auch mit in ihr Zimmer. Die Mutter wollte zunächst protestieren, aber sie sagte dann schließlich doch nur: »Aber ein Kind hält dein Herz nicht aus, merk dir's. Und eine Abtreibung auch nicht!« Eines Tages war es dann plötzlich aus. Weder Gitta noch Kuhn hatten die Beziehung als beendet erklärt, es gab keinen deutlichen Schlußstrich, und doch »gingen« sie nicht mehr miteinander. Andere kümmerten sich jetzt um sie, und nur gelegentlich, zuweilen, wenn der Zufall sie einander in die Arme trieb, ging Günter Kuhn mit ihr in die Wiesen oder klopfte mal an ihr Fenster, wenn es anderweitig nicht geklappt hatte...

Jerzy Roman hatte seinen Vater nie gesehen. Er wußte nicht einmal, wie er in diesem Zaspenhain ums Leben gekommen war. Die Mutter, wenn sie überhaupt davon erzählte, malte ein Bild voller Dunkelheit und Ungewißheit. Soviel begriff er, daß sie sich in den Bombennächten leichter treffen konnten als sonst. In solchen Nächten versah die Wachmannschaft ihren Dienst nur lax, saß im Bunker und kümmerte sich nur um das eigene Leben. Und dann war er plötzlich nicht mehr gekommen. Warum? Weshalb? »Frag mich nicht, Junge!« sagte sie dann immer, und das konnte heißen, daß sie wirklich nicht wußte, wo der Vater abgeblieben war, aber auch, daß sie es nur nicht sagen wollte. Aber da Jerzy fühlte, wie seine Fragen sie quälten, ließ er schließlich wieder ab. War es denn auch nötig, alles zu wissen? Es gab auch nur ein einziges Bild vom Vater. Und Jerzy nahm es jetzt an sich, obwohl die Mutter sich sträubte. Eigentlich war es nur die Hälfte eines Bildes. Der Vater sah ihm sehr ähnlich beziehungsweise er ihm. Es fiel ihm schwer, die logische Beziehung herzustellen, denn der Vater war auf dem Bild zwei Jahre jünger als jetzt er. Er empfand sogar eine Art Scham wegen dieses Umstandes. So ein merkwürdiges Gefühl, vergleichbar dem, das ihn mal befallen hatte, als er unvermutet in das Waschhaus gekommen war und die Mutter nackt in dem Holztafel stand und sich abseifte. Er sah also dem Vater sehr ähnlich: Er hatte die gleiche kräftige Statur, die gleichen blonden Haare, die gleichen Gesichtszüge. Es hätte ebensogut ein Bild von ihm selbst sein können. Nur die Turnhosen (der Vater war auf dem Bild nur mit einer Turnhose bekleidet), nur die schwarzen Turnhosen verwiesen auf die Zeit, die seitdem vergangen war: Man trug sie damals viel länger.

Mit dem linken Arm stützte sich der Vater auf einen Hydranten, den rechten hatte er offenbar um die Schultern eines Nebenmannes (oder einer Frau?) gelegt. Aber das konnte man wirklich nur vermuten, da war das Bild auseinandergeschnitten. »Weißt du, wer da gestanden hat?« fragte er. Er hatte schon oft danach gefragt.

»Nein«, sagte die Mutter. »Nein, ich weiß es nicht.«

»Hast es so bekommen?«

»Ja, ich habe es so bekommen.«

Am liebsten, wenn er überhaupt ins Klubhaus ging, setzte er sich an einen der Tische, die unmittelbar neben der Tanzfläche standen. Er selbst tanzte nie. Er konnte

es nicht, und er wollte es nicht. Zu Hause war er in einem Motorsportklub gewesen, hatte die meiste Zeit darauf verwendet, an seiner Maschine herumzubasteln. Vielleicht, wenn er nur ein bißchen vergnügungssüchtiger gewesen wäre, hätte sich Marta doch noch für ihn entschieden, aber es war nun einmal so, daß er es albern fand, sich voreinander hinzustellen und sich zu winden und zu biegen und zu schütteln, als habe man Bauchschmerzen, oder ein Schock Maikäfer kribbele einem den Rücken 'rauf und 'runter.

Erzählen konnte man sich dabei überhaupt nichts, allenfalls mal einander anlachen oder zunicken. Und so hatte sie sich dann eben für diesen Matrosen ans Gdynia entschieden, der sich ebenfalls gern wand und bog und schüttelte. Was soll's! Er dachte auch nur noch selten an sie. Er war jetzt hier und wußte immer noch nicht, wie er es anstellen sollte, etwas herauszufinden. Und herausfinden wollte er etwas. Zu den Baracken war er schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft hier gegangen. Die Beschreibung, die ihm die Mutter gegeben hatte, stimmte ganz genau. Man verließ das Dorf in nördlicher Richtung, bog hinter dem Bahndamm, der von der Fernverkehrsstraße durchtunnelt wurde, nach rechts ab und kam auf einen schmalen Pfad, der durch dürre Wiesen führte. Die Pappeln links und rechts des Weges waren jetzt natürlich sehr viel höher als damals, aber das verwirrte ihn nicht weiter. Da war ja auch die Halde, und an ihrem Fuße standen die Baracken. Sie waren auch jetzt noch grün gestrichen, und auch ein Drahtzaun faßte das Areal noch ein. Nur war der Draht jetzt kein Stacheldraht mehr. Über dem Eingang hing jetzt ein Schild: Baustofflager Eubitz. Er ging hinein und wandte sich nach links. »Die dritte links«, hatte die Mutter gesagt.

Dann stand er an einem Fenster und versuchte hineinzusehen. Aber das Glas war ganz mit grauem Zementstaub bedeckt, er sah nur sein eigenes Spiegelbild. Hier war er nun also zur Welt gekommen. Es fiel ihm schwer, einer gewissen Gemütsbewegung nicht nachzugeben. Er sagte sich sofort: »Hier irgendwo ist Vater umgekommen.« Aber wo? Er schaute sich aufmerksam um. Dort konnte es gewesen sein und dort und dort... Er ließ seine Blicke die zerklüftete Flanke der Halde hinaufwandern. Die Halde war hier mindestens 60 Meter hoch. Darüber spannte sich ein hoher blauer Himmel, und schneeweiße Wolken segelten ostwärts.

Auch auf dem Friedhof war er bereits gewesen. Er ging gern auf alte Friedhöfe. Wenn sie alt genug waren, hatten sie etwas Museales an sich. Er las die Inschriften und die Geburts- und Sterbedaten. Manchmal mußte man sich wundern, wie jung einer gewesen, manchmal, wie alt einer geworden war. Manchmal war der Ehemann vor der Frau, manchmal war die Frau vor dem Mann gestorben. Zuweilen stimmte der Todestag überein, zuweilen lag er weit auseinander... Wie viele Schicksale... Die Gräber mit den Jahreszahlen 1939 bis 1945 waren auch hier besonders häufig. Im hintersten Winkel fand er auch ein paar polnische Gräben. Offenbar wurden sie sogar gepflegt, das Holz der Kreuze war erstaunlich gut erhalten, und die eingekerbten Namen waren noch gut erkennbar. Er ärgerte sich, daß er keine Blumen mitgebracht hatte. Das Grab seines Vaters fand er nicht.

Gittas Leben war jetzt voller Unruhe und Ungewißheit. Eine richtige Freundin hatte sie nie gehabt, aber sie hatte eine ganze Menge gute Bekannte, von denen sie geliebt, vielleicht sogar bewundert wurde, weil sie sich nichts aus den Klatschmäulern des Dorfes machte. Diese Bekannten sahen nun, daß Gitta ihre oft vorlaute Selbstsicherheit mehr und mehr verlor. Manchmal saß sie ganz versunken in einem Winkel, und es sah so aus, als träumte sie mit offenen Augen. »Träumst du?« wurde sie dann gefragt. Die Frage enthielt neben Neugier und Erstaunen noch eine dritte



Komponente: den Zweifel, ob sie überhaupt träumen könne...

Wenn sie sich jetzt zum Tanzen schon auffordern ließ, richtete sie es immer so ein, daß sie direkt vor Jerzys Tisch tanzte. Sie befand sich dabei in einem Zustand völliger Zerrissenheit. Sie wollte auffallen, aber sie wollte sich nicht auffällig benehmen. Diesen Zwiespalt empfand sie sogar schon zu Hause, während sie noch überlegte, wie sie sich am besten anziehen sollte. War der Rocksäum zu hoch oder zu tief? Einerseits hatte sie den Wunsch, Jerzy ihre schönen Beine ganz zu zeigen, andererseits hatte sie Angst, er könne sie für schamlos halten. Sie war Salome und Gretchen zur gleichen Zeit. Manchmal, wenn sie vor ihm tanzte, hatte sie den Eindruck, daß sie ihm nun endlich aufgefallen sei, und hielt mitten im Tanzen inne. Sie hoffte, er würde ihr ein Zeichen geben, aber dann glitt sein Blick immer wieder weiter, und sie erinnerte sich voller Verzweiflung an ihr unscheinbares Gesicht. Gewöhnlich verließ sie nach solcher Enttäuschung das Klubhaus und wanderte stundenlang durch die Nacht und wünschte sich innigst, tot zu sein.

Ruth Bauermeister war nur ganze sieben Tage älter als Gitta, aber sie war längst verheiratet. In ihrem 17. Lebensjahr wurde sie von Günter Kuhn und Roland Bauermeister gleichzeitig umworben. Beide waren zwei Jahre älter als sie, sahen gut aus und waren die Idole des Dorfes. Beide hatten die Lehre mit Auszeichnung hinter sich gebracht und waren vom Betrieb für ein Studium vorgemerkt. Es war schon schwierig für Ruth, sich für den richtigen zu entscheiden. Ursprünglich hatte sich die Waage ihrer Gefühle Günter Kuhn zugeneigt, aber dann wurde seine Delegation plötzlich zurückgestellt. Gründe wurden öffentlich nicht bekannt, aber man wußte ja, daß er zu gewissen überspitzten Formulierungen neigte. So war der Weg für Roland Bauermeister eigentlich frei. Das bißchen Hin und Her, das jetzt noch folgte, war im Grunde nur moralische Schnörkelei. Ihre Entscheidung war längst gefallen. Und es war gut so. Ruths Vorstellungen von ihrem Leben als Frau und Mutter waren klar wie die wunderbaren Linien ihres Gesichts. Die Bilder, die sie sich von der Zukunft machte, zeigten ein Auto vor einem Garten, in dem ein Häuschen stand, in dessen hellen Räumen man den Arzt zu Gast haben konnte, den Lehrer und den Direktor auch... Und auch Roland Bauermeisters Pläne waren ganz auf Ordnung und Zuwachs ausgerichtet, während Günter Kuhn, obwohl er später doch noch studiert hatte und nun ein wichtiges Labor leitete, auch weiterhin eine Aura des Nichtgenügens umgab, als habe er nicht das erreicht, was er eigentlich hätte erreichen müssen. Ruth und Gitta waren als Nachbarskinder aufgewachsen, und obwohl in einem Dorf wie Zaspenhain alle alles voneinander wissen, so wußte jede der beiden das, was die andere betraf, doch noch ein bißchen besser als alle anderen. Natürlich wußte Ruth, daß sich Günter Kuhn zeitweise um Gitta gekümmert hatte, und natürlich wußte Gitta, daß die Bauermeister auf dem Kettberg ein Häuschen hatten, das unmittelbar neben dem des Generaldirektors stand. Jetzt, als Gitta in Ruths Arbeitszimmer trat, begrüßten sie einander überschwenglich und befragten sich nach ihren Lebensumständen, als hätten sie lange nichts mehr voneinander gehört. Erst später fragte Ruth, was Gitta hergetrieben habe.

»Ich möchte in die FDJ eintreten«, sagte Gitta.

»Jetzt noch?« fragte Ruth zurück.

Sie waren beide jetzt vierundzwanzig. Sie saßen einander im Jugendzimmer des Kombines gegenüber und musterten sich eingehend. Gitta betrachtete voller Bitterkeit Ruths klares, immer noch mädchenhaft wirkendes Gesicht, und Ruth empfand es plötzlich als einen Makel, daß sie nach dem zweiten Kind so pummelig geworden war. Zugleich ärgerte sie sich maßlos, daß sie das als einen Makel empfand.

»Ziemlich spät«, sagte sie.

»Ich bin nie gefragt worden!« sagte Gitta, und es klang beinahe wie ein Vorwurf. Ruth dachte: Das fehlte gerade noch, daß man dich gebeten und gebettelt hätte. Eine Rebus! - Andererseits, klar, gab es keinen vernünftigen Grund, ihr den Eintritt jetzt zu verweigern. Sie schaute sich um in diesem Zimmer, das sie, nachdem der Begriff »Kultur am Arbeitsplatz« aufgekommen war, so wohnlich wie möglich eingerichtet hatte, als mustere sie ein Arsenal von Waffen. Da stand die Rakete, die ihr von Komsomolzen aus Nowosibirsk überreicht worden war, dort die Leninbüste aus Moskau, dort hing der Wimpel aus Pécs, dort der Umschlagkalender aus Usti.

Man müßte in die Herzen der Menschen hineinsehen können, dachte Ruth. Das hatte sie übrigens oft schon gedacht und war, weil dieser Wunsch sich nicht erfüllen ließ, immer wieder zu dem Schluß gekommen, daß die Worte der Menschen kein Maßstab waren, daß man sein Urteil immer nur auf ihre Taten stützen müsse, obwohl ..., natürlich waren auch Taten gar nicht so leicht zu beurteilen. Wenn zwei hervorragend arbeiteten, so konnte der eine dies aus Bewußtsein tun, der andere aus Gewinnsucht. Die Resultate stimmten überein, die Motive nicht. Nein, leicht war es nicht, Urteile zu fällen, man mußte schon ziemlich entscheidungsfreudig sein, wenn man sich trotzdem immer wieder dazu durchrang. Und Ruth war sehr entscheidungsfreudig.

»Dein Lebenswandel...« sagte sie.

»Damit ist es jetzt vorbei.«

»Das wäre das mindeste«, sagte Ruth. Sie war ein wenig irritiert, daß Gitta nicht mal den Versuch machte, sich zu rechtfertigen. Das machte sie zugleich auch mißtrauisch. Gitta hatte bei anderer Gelegenheit und noch ganz andern gegenüber ganz anders reagiert. Ihr Privatleben, das sei ganz und gar ihre Sache. Solange sie niemanden schädige, niemandes Glück beeinträchtige habe ihr da niemand hineinzureden, basta!

»Weshalb willst du gerade jetzt eintreten?«

Obwohl Gitta diese Frage erwartet hatte, wurde sie doch rot.

Sie sagte aber sofort: »Anläßlich des Weltfriedenstag.«

»Den feiern wir in jedem Jahr«, sagte Ruth.

»Aber jetzt sind die polnischen Bauarbeiter hier, und an einem ersten September hat Hitler Polen überfallen . -

Das klang glaubhaft, und Ruth erwärmte sich bei dem Gedanken, daß selbst Leute wie Gitta Rebus durch diese Aktion realer Integration angerührt wurden. Eben doch bestimmte vor allem das Sein das Bewußtsein, dachte sie triumphierend. Niemand könne sich diesem großen Gesetz auf die Dauer entziehen.

»Verstehe. Aber Karteileichen können wir natürlich nicht gebrauchen.«

»Ich würde gern mitarbeiten.«

»Und wie?«

»Könnte man nicht mit dem polnischen Jugendverband auf der Baustelle in Verbindung treten? Patenschaft oder so...«

»Und du würdest dich um die Herstellung einer solchen Verbindung selbst kümmern?«

Später fragte sich Gitta häufig, wie sie es eigentlich zuwege gebracht hatte, nach dieser Frage einen Augenblick mit der Antwort zu zögern.

»Würdest du?« fragte Ruth unverzüglich noch einmal, denn sie deutete Gittas Zögern auf ihre Weise.

»Na ja,...«, sagte Gitta. »Ich würde schon...«

»Dann sieht die Sache natürlich nicht schlecht aus«, sagte Ruth, aber aus

irgendeinem Grunde war sie enttäuscht.

So kam es, daß Gitta während jenes ersten Freundschaftstreffens neben Jerzy saß. Jerzy sprach kein Wort Deutsch, Gitta sprach kein Wort Polnisch. Sie waren zunächst ganz auf den Dolmetscher angewiesen, aber der Dolmetscher konnte sich nicht nur mit ihnen beschäftigen. In den Verlegenheitspausen zwischen Gesten und Zeichen tranken sie einander zu. Also tranken sie sich recht häufig zu, denn es ist sehr schwierig, Begriffe mit Gesten auszudrücken. Sie plapperten wechselseitig die gängigen Trinksprüche ihrer beiden Länder nach und lachten herzlich über die merkwürdige Aussprache des anderen. Sie lachten häufig an diesem Abend. Die anderen lachten ebenfalls viel, aber Gitta und Jerzy lachten mehr als die anderen. Die Freude, die sie empfand, daß er nun neben ihr saß, daß sie ihn berühren konnte und daß auch er sie berührte, diese tiefe Freude teilte sich auch ihm mit. Gitta tanzte jeden Tanz, zu dem Jerzy sie aufforderte. Ihr Herz galoppierte, aber sie lehnte nicht ein einziges Mal ab. Sie bemerkte, daß er sie von Mal zu Mal tiefer faßte, bis seine Hand schließlich auf ihrer Hüfte lag, eine Berührung, die sie sehr erregte. Ihr abwehrendes Kopfschütteln war eher eine Ermutigung als eine Warnung, und er verstand das auch so. Er beantwortete es mit einem Hochziehen der Schultern, als verstände er sie nicht. Darüber lachten sie wieder. Ach, Junge, dachte sie, ach, mein lieber, lieber Junge. Sie fühlte sich unsagbar wohl in seinen Armen. An seinem Gesicht war ihr alles vertraut, als kenne sie ihn schon lange. Sie hätte schwören können, daß sie ihm früher schon einmal begegnet war, obwohl sie wußte, daß das nicht stimmte. Wie man halt zuweilen das Gefühl hat, eine Situation schon einmal, vielleicht in einem früheren Leben, genauso erlebt zu haben wie eben jetzt.

Ohne Hilfe des Dolmetschers verabredeten sie ein Wiedersehen. Als Pfand ließ sie sich das Abzeichen geben, das er am Revers seiner Kordjacke trug.

Jetzt begann ihre gute Zeit. Die Tage vergingen ihnen wie im Fluge. Die Arbeit fiel ihnen leicht, obwohl sie den Feierabend herbeisehnten. Sie fuhr stets mit dem Rad zur Arbeit, er mit dem Mikrobüs. In der Kurve, mit der die Straße ins Dorf bog - sie war von hohen, hellstämmigen Pappeln gesäumt -, stieg Gitta dann immer ab und wartete, bis der Bus ganz hinten auf der Fernverkehrsstraße auffuhr. Das Blau des Wagens wirkte ungewöhnlich in dieser Gegend. Es erinnerte sie ein wenig an die Farbe, mit der die Zäune sowjetischer Garnisonen gestrichen sind. Zu verwechseln war der Bus also nicht, und sie hatte sich auch noch nie getäuscht. Wenn er auftauchte, fuhr sie langsam los und fühlte deutlich, wie er immer näher kam. Das war so eine Art Kribbeln in ihrem Rücken, so daß sie sich immer mehr aufrichtete und zuletzt sogar ein Hohlkreuz bekam. Jerzy saß immer auf der hinteren Bank, so daß er zum Rückfenster hinausschauen konnte. Einen Augenblick erkannten sie jede Einzelheit im Gesicht des anderen, dann nur noch die Umrisse, aber sie wußten ja, daß sie einander immer noch im Auge hatten. Eine Stunde später waren sie meist schon gemeinsam unterwegs. Er hatte ein polnisch-deutsches, sie ein deutsch-polnisches Wörterbuch in der Hand. Sie gingen durch die karge Flur wie durch einen Garten Eden. Der Boden hier erholte sich nur sehr langsam von der Auskohlung, war trostlos anzuschauen an vielen Stellen. Aber die Gräser und Bäumchen, die sich mit aller Kraft in den immer noch unbefestigten Schuttboden klammerten, lösten in beiden ein Gefühl von Zuversicht aus, über dessen Herkunft und Zweck sie sich allerdings keine Gedanken machten. Wozu Zuversicht, wenn weit und breit kein Hemmnis, keine Schwierigkeit zu sehen waren? Sie hob den Arm und sagte: »Baum!« Er nickte und sagte »Drzewo.« Sie sagte: »Gras.« Und er sagte: »Trawa.« Sie sagte: »Hase.« Und er lachte und sagte: »Zajac!« Dann sagte sie: »Drzewo«, und er sagte: »Baum«, und

sie sagte: »Trawa«, und er sagte: »Gras«, und sie sagte: »Zajac«, und er sagte: »Hase«. Dann versuchten sie gemeinsam den ersten Zweiwortsatz. Dann den ersten aus drei Wörtern. Einfache, klare Hauptsätze, die oft nur höchst ungenügend ausdrückten, was sie wirklich sagen wollten. So ging das eine ganze Zeit. Sie kannten alle Wege der näheren Umgebung. Sie waren auf der Kippe gewesen, obwohl das verboten war. Sie hatten den trigonometrischen Turm bestiegen, obwohl die untere Leiter fehlte. Sie kannten zwei, drei verschwiegene Winkel in dieser dichtbesiedelten Gegend, die offenbar nie von anderen als von ihren Füßen betreten worden waren. Nur an den Baracken waren sie gemeinsam nie gewesen. Man hätte dies für einen Zufall halten können, wenn sie nicht andererseits auf gemeinsame Entdeckungen so versessen gewesen wären.

Neben der »Zaspe« war das Gemeindehaus, neben dem Gemeindeamt der Konsum. Eines Tages kam Gitta Rebus aus dem Laden. Ihr Rad lehnte an einer der drei Linden, die vor dem Geschäft standen, und sie versuchte gerade, ihren Korb auf den Gepäckträger zu klemmen, als Schober, der Bürgermeister, sie zu sich rief. Er stand am Fenster seines Arbeitszimmers und hatte sich weit herausgelehnt.

»Hast du einen Augenblick Zeit?« fragte er. Eigentlich war sie in Eile, Jerzy wartete sicher schon an der vereinbarten Stelle, aber sie wollte nicht unhöflich sein. Sie hatte jetzt immer so ein unstillbares Bedürfnis, andern behilflich zu sein. Sie war ganz ausgefüllt mit reinsten Freude, und ihr war, als sollte sie auch andern, die vielleicht nicht so im Überfluß lebten, davon abgeben. Außerdem mochte sie diesen alten Mann mit dem jungen Gesicht. Gerade zu einer Zeit, als die Mutter und sie es besonders schwer hatten, als sie wie Verfemte hier lebten, da hatte er sich sehr um sie gekümmert. Er hatte oft bis spät in die Nacht hinein bei der Mutter in der Küche gesessen, und sie im Kinderzimmer war im ruhigen Tonfall seiner Stimme immer leicht und furchtlos eingeschlafen. Sie war ihm dankbar für jedes gute Wort, das er damals für sie gefunden hatte.

»Für Sie habe ich immer Zeit.«

»Rauchst du?« fragte er, als sie sich an dem kleinen runden Tisch, der in der Fensterecke des Arbeitszimmers stand, gegenübersaßen. Die Sesselgruppe war das einzige Luxuriöse in diesem Zimmer. (Er hatte sie aus seiner eigenen Tasche bezahlt.) Ansonsten waren die Möbel hier regelrecht zusammengestoppelt. »Rauchst du?« fragte er also, steckte die Schachtel aber sofort wieder ein, als er sich selbst bedient hatte. Sie bemerkte, daß er offenbar angestrengt überlegte, wie er beginnen sollte, es konnte sich also nicht um etwas Belangloses handeln, und sofort verlor sie ihre heitere Selbstsicherheit.

»Es ist nicht meine Art, mich in das Leben anderer einzumischen, wenn es nicht unbedingt nötig ist«, sagte er schließlich. »Das weißt du. Das weiß hier in diesem Kaff hoffentlich jeder...«, fügte er überflüssigerweise hinzu. »Trotzdem... Also kurz und gut: Man redet über dich.«

»Man hat immer über mich geredet«, sagte sie ruhig. Er sah sie bekümmert an. Er fragte sich zum tausendsten Male, ob er ein Recht dazu habe, dieses Gespräch zu führen. Immerhin, dachte er, wenn ich mich damals ihrer Mutter gegenüber deutlicher ausgedrückt hätte, wäre ich jetzt ihr Vater. Aber was war das schon: »hätte« und »wäre«. Er war nur der Bürgermeister, und selbst wenn er Worte wählte, die er auch als Vater gewählt hätte, so ergaben sie doch einen anderen Sinn.

Vor zwei Tagen war Ruth Bauermeister bei ihm gewesen und hatte ihn gefragt, ob es stimme, daß Jerzy Roman hier in Zaspenhain zur Welt gekommen sei. Er war wie vor den Kopf geschlagen, denn er wußte es nicht.

»Wer sagt das?« hatte er gefragt.

»Das ist doch egal. Ich möchte wissen, ob es stimmt.«

Er hatte sofort den grünen Stahlschrank geöffnet, der neben der Tür stand, und hatte die Meldelisten herausgezogen. Darauf stand es nun schwarz auf weiß: Jerzy Roman, 3. April 1944, Zaspenhain). »Ich kann mir von tausendzweihundert Menschen nicht die Geburtsorte merken«, sagte er.

»Polnische Freunde sind nur dreihundert hier.«

Am liebsten hätte er ihr den Hintern versöhlt. Sie saß als Jugendvertreter im Gemeinderat, und ihre Selbstsicherheit, die in allem, was sie sagte, sich ausdrückte und zuweilen wie Selbstgefälligkeit wirkte, hatte ihm schon mehr als einmal die Zornröte ins Gesicht getrieben.

»Gut, er ist also hier geboren. Und?«

»Du weißt, was das bedeutet?«

»Ich glaube schon. Es bedeutet, daß er hier geboren ist! Und?« Zum ersten Male flackerte Ratlosigkeit in ihren Augen. Schober erinnerte sich plötzlich, daß er schon oft ganz anders über solche Sachverhalte gesprochen hatte. Trotzdem wiederholte er fast gegen seinen Willen noch einmal: »Und?«

»Gitta Rebus läuft ihm nach.«

»Er ihr nicht?«

Nun gewann sie ihre Selbstsicherheit wieder zurück »Sie ist in die FDJ eingetreten, um mit ihm ins Gespräch zu kommen!« - Du lieber Himmel! Schober erinnerte sich, daß er selbst als Sympathisant von der SPD zur KPD übergewechselt war, weil es in der dortigen Ortsgruppe hübschere und klügere Mädchen gab. Mein Gott! Die Motive waren doch völlig belanglos. Oft regierte da der Zufall. Nur in der täglichen Arbeit, da regierte der Zufall nicht. Auch nicht, wenn es hart auf hart ging! Obwohl auch da schon mancher zum Helden geworden war fast wider Willen. Und das Umgekehrte galt auch. Soll sie doch eingetreten sein wegen ihm, soll sie doch.

»Arbeitet sie wenigstens mit?« fragte er.

»Das schon...«

»Na also!«

Sie tat ihm jetzt fast leid in ihrer schönen Verständnislosigkeit. Sie war so ehrlich und so aufrichtig. Ihr Charakter war so klar wie ihr Gesicht. Das Blau ihrer Bluse kontrastierte mit ihrem goldblonden Haar. Ihre Augenbrauen waren wie Taubenschwingen, ihre Augen von einer beruhigenden Tiefe .

Ich werde alt, dachte er.

»Und Gitta Rebus' Vater?« fragte Ruth Bauermeister jetzt. Schober brauchte geraume Zeit, bis er sich wieder zurecht fand.

»Kannst du dir vorstellen, was es für Ärger geben kann, wenn der Junge erfährt, wer Gittas Vater ist?«

»Was war er denn groß? Gut, er hat die Republik verraten. Aber die andere Sache war doch beigelegt. .

»Trotzdem.«

»Ist das nicht Gittas Privatangelegenheit?«

»Das ist ein Politikum«, sagte sie unversöhnlich.

Das war also vor zwei Tagen gewesen, und Schober hatte lange mit sich gerungen, ob er etwas unternehmen sollte. Oder nicht.

»Man hat immer über mich geredet«, wiederholte Gitta noch einmal, und es klang diesmal noch bitterer als vorher. »Solange ich denken kann«, setzte sie noch hinzu.

»Aber einmal erfährt auch er es«, sagte Schober.

»Was denn?« Ihre Frage setzte ihn in Erstaunen. Er brauchte einen eindringlichen

Blick, bevor er begriff, daß sie ehrlich gemeint war, daß sie sich durch nichts belastet fühlte. Im selben Augenblick entschied er sich dafür, das Thema »Vater« überhaupt nicht zu berühren. Aber das Gespräch war nun einmal eröffnet, und er mußte es irgendwie weiterführen.

»Du bist gut!« sagte er. Er zog den Aschenbecher ein Stück näher und drückte die Zigarette hinein. »Du hast doch die Freunde öfter gewechselt als manche ihr Hemd.« Er rettete sich in diese poltrige Vertraulichkeit und in dieses Thema, weil er sich längst ärgerte, den Einlassungen Ruths nachgegeben zu haben.

Gitta hatte bis zu diesem Augenblick nicht ein einziges Mal an einen Zusammenhang zwischen ihrem früheren Lebenswandel und ihrem jetzigen gedacht. Das war vielleicht naiv, aber es war so. Sie war völlig unbefangen mit Jerzy durchs Dorf gegangen: Sie war Günter Kuhn begegnet und noch ein paar andern, die sie gehabt hatten, aber nie war ein Gefühl der Peinlichkeit in ihr aufgekommen. Damals und heute, das war etwas völlig Unvereinbares. Erst ihre eigene Frage, ihr »was denn?« brachte sie darauf, daß auch die Vergangenheit Realität war. Ihr Gesicht wurde schneeweiß. Ach, ihr Herz, dachte Schober. Hätte ich nur nicht... Dann fragte er sie, ob auch Jerzy nur eine Eroberung unter vielen sein sollte. Und wenn nicht, wie sie sich dann ihr künftiges Leben vorstellte. Vielleicht sei Jerzy religiös gebunden. Und wenn das nicht, so bewirke vielleicht der in seinem Land noch größere Einfluß der Kirche immer noch eine größere Starrheit der Sitten. Er redete und redete, und obwohl er ihr jetzt nur noch helfen wollte, stürzte er sie immer tiefer in die Verzweiflung. Sie saß zusammengesunken in dem tiefen Sessel und hielt den Kopf gesenkt. Später, als sie schon längst gegangen war, hatte er immer noch dieses Bild vor Augen. Irgendwas machte ihm die Brust eng, und er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Steingutaschenbecher nahm und an die Wand warf. Es blieben davon eine Scharte im Putz zurück und zwei schwarze Flecken. Dies war das einzige, was sichtbar durch dieses Gespräch verändert war.

Am Nachmittag des gleichen Tages saßen Gitta und Jerzy auf ihrem Lieblingsplatz auf dem Rackelberg. Es war dies ein Hügel, der beim Ausheben eines Fischteiches entstanden und inzwischen von Weißdornbüschen und ein paar Birken bestanden war. Auf der Kuppe war eine winzige Lichtung. Hier konnte man ungestört liegen und träumen. Für die Kinder des Dorfes war dieser Ort zu weit entfernt, und Erwachsene kamen erst recht nicht hierher. Die Sonne hatte noch genügend Zutritt, und die Weißdornhecke umgab das Rasenstück wie eine Mauer. Sie war besonders schweigsam gewesen auf dem Herweg. Das Gespräch mit Schober hatte sie in panische Angst versetzt. Zum ersten Male war ihr bewußt geworden, daß Jerzy tatsächlich womöglich über vieles anders denken konnte als sie. Daß Herkunft, Sitte, Nationalität und Geschichte Hindernisse sein könnten. Bisher hatte sie nichts davon gemerkt, aber noch war ja ihre Beziehung ganz jung und ihrer beider Möglichkeit, sich in der Sprache des andern genau auszudrücken, viel zu gering, um ein Urteil fällen zu können.

Er hatte sie geküßt, wie andere Männer sie auch geküßt hatten. Da war kein Unterschied. Ein wenig zärtlicher vielleicht, das schon, nicht so gierig, aber das war eben die Liebe. Daß er sie noch nicht genommen hatte, war ihr bisher als etwas Gutes erschienen, obwohl sie sich längst stark danach sehnte. Vielleicht wollte er noch warten, bis ihre Vertrautheit so groß war, daß es schließlich auch beim Letzten keine Enttäuschung geben konnte. Sie liebte ihn nur noch mehr dafür, daß er warten wollte. Jetzt aber, jetzt..., jetzt sah sie das alles plötzlich in einem ganz anderen Licht. Wenn sie daran dachte, daß seine Zurückhaltung vielleicht mit jenen von Schober

gemeinten strengeren Moralgrundsätzen zusammenhängen könnte, hätte sie sich am liebsten in einen dunklen Winkel verkriechen mögen. Sie sah sich in Kuhns Armen, sie spürte den Bretterzaun der alten Kegelbahn an ihrem Rücken, sie sah jede Gelegenheit, die sie wahrgenommen hatte, noch einmal mit quälender Deutlichkeit.

»Du hörst mir nicht zu«, sagte Jerzy. Er hatte eben von zu Hause erzählt, von dem Häuschen, in dem er mit seiner Mutter lebte, von dem Faß mit den Gurken, das auf der Kellertreppe stand, von dem Geruch des Dills und den reinen Farben der Malven.

»Doch, doch!« sagte sie. Sie stützte sich auf die Ellenbogen und betrachtete ihn. Er lag mit geschlossenen Augen. Die Stirn war ein wenig heller als das übrige Gesicht, das kam daher, daß er tagsüber den Plasthelm tragen mußte. Die Wangen waren straff und glatt, das Kinn vielleicht ein wenig zu stark... -Eigentlich ist er zu schön für mich, dachte sie. Jeder Zug seines Gesichts war ihr völlig vertraut, und wieder hatte sie die Empfindung, daß sie ihn schon einmal gekannt habe.

»Möchtest du mich?« fragte sie. Er schlug die Augen auf. Seine Augen waren trotz seiner blonden Haare nicht blau, sondern braun.

»Möchtest du?« fragte sie noch einmal.

»Schon...

»Aber?«

»Ich dachte immer, du möchtest nicht.«

Und dann waren da nur noch der Himmel und seine Worte, deren Sinn sie kaum verstand, die sie aber brauchte wie die Wolke den Wind.

Das ist wie eine Legende, nicht wahr: Wald wird gerodet, Felder werden planiert. Zuerst ist die Arbeit in die Tiefe gerichtet, dann in die Höhe. Eines Tages weht Rauch aus dem Schornstein, eines Tages steigt Dampf aus den Kühltürmen, eines Tages fließt Strom... Und eines Tages sind die, die das alles vollbrachten, wieder verschwunden. Zuerst waren die Meßtrupps gekommen mit ihren rotweißen Meßplatten und Nivelliergeräten; dann die Erdarbeiter mit ihren Raupen, Baggern und Kippern; dann die Bauleute, dann die Monteure... Anfangs war's eine kleine Schar, zuletzt waren es so viele, daß sie ein Städtchen hätten bevölkern können und das Klubhaus. Aber eines Tages heißt es dann: Sie sind gekommen, sie sind gegangen. Manche redeten in einer fremden Sprache. Der Staub, der dann noch immer zementgrau ist, verweht ihre Spuren: Also was bleibt... Später dachte Gitta dann oft, daß trotzdem alles noch offen sei. Man durfte nur die Hoffnung nicht aufgeben. Und das Ende nicht als Ende bewerten. Deshalb dachte sie auch meist an den Anfang ihrer Beziehung. Oft stand sie im Geist noch einmal im Foyer des Klubhauses und sah im Spiegel, wie Jerzy von draußen in den Rahmen der Tür trat. Oder sie dachte an jenes Freundschaftstreffen, das sie mit Billigung Ruth Bauermeisters vorbereitet hatte. Oder sie dachte an die Märsche durch die karge Flur dieses Industriegebietes. Oder sie dachte an jenen Nachmittag auf dem Rackelberg.

Oder sie dachte weit voraus, daran, wie es sein würde, wenn sie zusammenlebten: er und sie und das Kind... Wenn die Liebe wirklich durch den Magen ging, dann wollte sie schon sorgen, daß sein Magen ihr Fürsprecher wurde. Sie hatte lange gebraucht, bis sie ein polnisches Kochbuch aufgetrieben hatte. Ganz selten dachte sie an die Zeit, die zwischen dem Gespräch mit Schober und Jerzys Abreise lag. Aber häufig träumte sie gerade hiervon. Es war eine schreckliche Zeit gewesen, eine Zeit voller Mißverständnisse und böser Vorahnungen. Einerseits hatte sie zwar gespürt, daß Jerzy sie wirklich liebte, andererseits hatten Schobers Bemerkungen ihr die Unbefangenheit genommen, mit der sie sich vorher bewegt hatte. Sie wußte nun, daß man über sie redete, daß man ihr nachsah, wenn sie mit Jerzy durchs Dorf ging.

Zunächst ließ sie deshalb nur seine Hand los, wenn sie an die ersten Häuser kamen, dann vermied sie es überhaupt, sich mit ihm sehen zu lassen. Sie glaubte das alles sehr klug anzustellen, aber er bemerkte es doch. Er konnte sich ihr Verhalten überhaupt nicht erklären. Es kränkte ihn, aber er gab diesem Gefühl zunächst nicht nach. Schließlich dachte er, daß ihre intimen Beziehungen daran schuld seien, daß sie vielleicht nur die Unverbindlichkeit gewünscht hatte, daß ihr die Verbindlichkeit hingegen lästig war. So war er Weihnachten allein nach Hause gefahren, obwohl er sie gern mitgenommen hätte. Mit der Mutter sprach er aber doch über sie. Sie saßen nebeneinander auf der Ofenbank, und er wartete darauf, daß die Äpfel, die in der Ofenröhre lagen, gar sein würden. Er hatte ausführlich erzählt, wie es ihm dort ergangen war: wie sie untergebracht waren; wie ihnen die Leute entgegenkamen; wie die Arbeit vorwärts ging, Allgemeineres schließlich. Zuletzt, als ihre Neugierde schon befriedigt schien, sprach er von Gitta. Daß sie Einwände haben würde, hatte er erwartet, daß sie schweigend aufstand und hinausging, hatte er nicht erwartet. Später sagte sie: »Hast du ihr gesagt, daß ich dort gewesen bin? Daß du dort geboren bist?«

»Nein«, sagte er, »wozu?«

»Wozu?« wiederholte sie. Es kam ihr vor, als wolle dieses »Wozu« nachträglich all dem Schweren, das sie erlebt hatte, die Schwere nehmen. Als seien die Leiden, die ihnen aufgezwungen worden waren, ganz unerheblich gewesen. Sicher, es waren ja in jenem deutschen Staat die Wurzeln solcher Unmenschlichkeiten gründlich gerodet worden, sie wollte es gerne glauben, die Länder lebten seit zwei Jahrzehnten in Freundschaft miteinander, aber betraf das die einzelnen auch schon mit ihren ganz besonderen Schicksalen und Lebenswegen? Mußte nicht weiterhin und lange noch nachgefragt werden nach Herkunft und Haltung des einzelnen? (Es war gut, daß die Nachbarin kam, um sich Salz zu borgen.)

Später berührten sie dieses Thema nicht mehr. Er vor allem deshalb nicht, weil ja doch noch vieles ganz ungewiß war. Aber er nahm sich vor, mit Gitta ernsthaft über die Zukunft zu reden, was nur heißen konnte, sich über die Vergangenheit zu verständigen und über die Gegenwart auch. Das Mißtrauen, das er seit geraumer Zeit empfand, demütigte ihn doch mehr, als er anfangs geglaubt hatte. Gitta war ganz erschrocken, als sie begriff, was durch ihr Verschulden in ihm vorgegangen war. Sie hatten diesmal den Weg nach Sülpitz eingeschlagen. Es war sehr kalt, und sie mochte den Winter eigentlich nicht, dicke Bekleidung beengte sie. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, und dann versuchte sie ein Geständnis abzulegen. Sie wollte so aufrichtig wie möglich über die Zeit berichten, die vor ihrer Begegnung lag. Aber er wehrte ab. »Wozu?« fragte er. »Du sollst alles wissen«, sagte sie. Aber er wollte nicht. »Ich will nur wissen, ob du mich liebst«, sagte er. Sie blieben stehen und umarmten einander und spürten weder Kälte: noch Wind.

Die Abende verbrachte er jetzt zumeist bei ihr zu Hause. Sein Bett im Wohnlager blieb unberührt.

Eines Abends saßen sie im Wohnzimmer und überlegten, was sie noch tun könnten. Zum Fernsehen hatten sie keine Lust, die Mutter hatte keine Zeit für ein Spiel, sie saß unter der Stehlampe vor einem Korb mit Wäsche, die ausgebessert werden mußte. Schließlich nahm Gitta die Fotoalben aus der Kommode: Man konnte lachen, wenn man sich als Baby gab, als Schulkind, als Backfisch, und man stellte gleichzeitig die Familie vor. Vom Vater waren Bilder kaum vorhanden, aber das war leicht zu erklären, er hatte zumeist fotografiert. Ein Familienfoto war aber da: Zu dritt standen sie unter einem Baum. Der Vater stand hinter Gitta, hatte beide Hände auf ihre Schultern gelegt, und das sollte wohl heißen: Mein Kind! Ein anderes Foto zeigte ihn allein. Er stand vor der Förderbrücke und stützte sich lässig auf einen Holm. Und



auch diese Haltung sollte offenbar ein besonders enges Verhältnis ausdrücken, Aus diesen beiden Bildern hatte die Mutter sehr lange sehr viel Hoffnung und Zuversicht gezogen.

»Weshalb ist er eigentlich weggegangen?« fragte Jerzy. Die Mutter sah von ihrer Näharbeit rasch auf. Sie mochte diesen ruhigen Burschen, und sie nahm am Glück der beiden teil, als wäre es eine späte Wiedergutmachung ihres eigenen Unglücks. »Ach, weißt du«, sagte sie. »Vielleicht aus Angst. Kann sein, ich habe ihm auch zu wenig geholfen.« - Jerzy fand wieder, daß sie in vielem seiner Mutter ähnlich war: Auch sie redete nicht viel, aber was sie sagte, klang immer so, als habe sie lange darüber nachgedacht und bäte darum, es als Lebenshilfe anzunehmen. Ja, dachte er, wir müssen uns gegenseitig helfen und aufmuntern, damit die Vergangenheit nie wieder Gewalt über uns gewinnt. - Er war voller guter Empfindungen, als er die Seite des Albums umschlug.

Zwischen den folgenden Seiten lagen mehrere Fotografien. Sie waren nicht eingeklebt. Es waren ganz unterschiedliche Motive, und eines zeigte Gittas Vater noch einmal: Er trug eine Uniform und stand neben einem Burschen, der nur mit einer Badehose bekleidet war. Sie hatten die Arme einander um die Schultern gelegt. Den linken Arm stützte der Bursche auf einen Hydranten. Im Hintergrund, links, ziemlich weit hinten, sah man ein paar Baracken, rechts ein paar Bösche und dahinter die Halde... Gitta zog das Bild mit einem großen Erstaunen an sich, Einen Augenblick dachte sie nämlich, neben dem Vater da stünde Jerzy. Sie war so verblüfft, daß sie für einen Augenblick das Gefühl für die Realität völlig verlor und schon fragen wollte, wo Jerzy den Vater denn kennengelernt hätte, aber dann besann sie sich... Sie wandte sich Jerzy zu und erstarrte förmlich unter dein fürchterlichen Blick, mit dem er sie betrachtete.

»Aus Angst ist er weggelaufen?« fragte er höhnisch.

»Verstehe!« Er spürte, daß er die richtigen Worte nicht fand, der Innenraum seines Schädels kam ihm vor wie ein weißgekalktes Zimmer in Neonlicht.

»Was hast du?« fragte sie.

»Was ich habe? Was ich habe?! Du fragst, was ich habe?!« -Er sprang auf. Er war völlig außer sich. Denn auf dem Exemplar des Fotos, das er von seiner Mutter hatte, war von dem anderen Mann, war von diesem Mann, der ihr Vater war, nichts zu sehen. Säuberlich weggeschnitten war er. Brauchte man da noch nach Gründen zu fragen? Wer weiß, was der auf dem Gewissen hatte, als er von hier weglief, ausriß, die Kurve kratzte, um dorthin zu gehen, wo nur ganz wenigen seines Schlages ein Haar gekrümmt wurde. Inwiefern hatte diese Frau da, die immer noch ihre blöde Nähnaedel in der Hand hielt, inwiefern konnte sie so einem Mann zu wenig geholfen haben? Was meinte sie damit? Daß sie ihm nicht nachgefahren war? Er wandte sich Gitta zu.

»Begreifst du immer noch nicht?« schrie er, als er sah, daß sie ihn immer noch ohne Verständnis anstarrte. »Der eine ist dein Vater, und der andere ist mein Vater!« Er riß das Bild in der Mitte durch. »Und in diesen Bretterbuden dahinten bin ich geboren!« Es würgte ihn in der Kehle, und er riß sich das Hemd auf. Er wollte noch irgend etwas sagen, etwas, was sie tief treffen sollte, etwas, was sie genauso schmerzen sollte, wie ihn die soeben entdeckte ungeheuerliche Wahrheit schmerzte. Aber er fand das Wort nicht, er fand überhaupt keine Worte mehr. Er lief hinaus. Er nahm den Mantel von der blau-weiß gestrichenen Flurgarderobe, legte sich den Wollschal um den Hals, setzte sich die Mütze auf, öffnete die Tür...

Als Gitta im Flur anlangte, fiel die Tür eben zu. Nun war sie sicher, daß sie alles nur träumte. Die Tür ist braun geheizt, das Gitter vor den vom Flurlicht erhellten Scheiben

ist ein verschlungenes Ornament. Die Flurlampe hat einen Schirm aus Rohr. Sie pendelt leicht, unmerklich fast: links, rechts. Mal ist der Rand des Lichtkegels an der linken Wand höher, mal an der rechten. Was ist? Pendelt die Lampe, schwankt das Haus? Als die Mutter aus dem Wohnzimmer kam, fand sie Gitta am Boden.

Am nächsten Nachmittag wartete sie vergebens auf ihn. Am Abend ging sie zu Stanislaw Schulz. Schulz war Jerzys Brigadier, und sie hatte großes Vertrauen zu ihm. Er ließ sie ein, aber er war verändert: Seine Freundlichkeit wirkte erzwungen. Sie erklärte ihm lang und breit, daß das Foto den Vater damals entlastet hatte, damals, als seine Beziehung zum Lager offiziell untersucht worden war. Aber sie hatte den Eindruck, daß Schulz nicht richtig zuhörte.

»Ist er weggefahren?« fragte sie mutlos.

»Ja.«

»Wird er wiederkommen?«

»Kaum.«

»Also gut«, sagte sie. Sie verabschiedete sich. Sie war Schulz dankbar, daß er wenigstens ihren Händedruck erwiderte.

Damals wußte sie schon, daß sie schwanger war. Als sie in der folgenden Woche zum Arzt ging, wollte sie lediglich hören, wie groß ihre Chance war, das Kind gesund auf die Welt zu bringen. Dr. Baumert stammte aus diesem Dorf, und seit 40 Jahren praktizierte er hier. Praktischer Arzt und Geburtshelfer stand auf dem Messingschild seiner Gartentür, das er immer höchst eigenhändig putzte; die Leute lachten längst nicht mehr darüber. Anfangs ja, anfangs hatten sie gelacht, aber damals hatte er sich ganz einfach darüber hinweggesetzt. Sein Vater war hier Grubenarbeiter gewesen und hatte schwer geschuftet und entbehrt, damit sein Sohn dieses Schild anbringen konnte. Den meisten der jungen Leute, die jetzt hier lebten, hatte Dr. Baumert auf die Welt geholfen.

»Du weißt nur die Hälfte von deinen Schafen«, pflegte er am Stammtisch zu Schober zu sagen, »du kennst sie alle nur von außen: Ich kenne sie auch von innen.«

»Na, nun hast du's«, sagte er zu Gitta. »Und nun willst du also von mir wissen, wie du es wieder los wirst?« - Er hatte sie zweimal schon zur Kur geschickt und ihr immer wieder ins Gewissen geredet, es nicht zu übertreiben.

»Nein«, sagte sie.

»Was heißt nein?« fragte er. »Willst du es haben?«

»Wenn es geht . . .« - Er war nicht weiter überrascht, er nahm ihre Absichtserklärung nicht allzu ernst, er kannte ihren Ruf, denn Schwester Hilde, die Sprechstundenhilfe, führte ihm nicht nur die Wohnung, sondern versorgte ihn auch mit dem Klatsch und Tratsch des Dorfes. Nach den ersten Vorhaltungen würde Gitta schon Abstand nehmen, da war er ganz sicher. »Du hast eine gute Chance, die Unterbrechung genehmigt zu bekommen«, sagte er. »Die Belastungen durch Schwangerschaft und Entbindung sind selbst für eine herzgesunde Frau enorm.« - Er sprach von Fortschritten moderner Kardiologie und moderner Geburtshilfe, von hochwirksamen Antibiotika auch, ließ aber immer ein Aber mit einfließen. Bis er nach ihrem dritten Nein! beschämt gewahr wurde, daß er mit der gleichen routinierten Beredsamkeit, die er Wünschen, eine Frucht abzutreiben, entgegensetzte, nun darauf aus war, einer Frau diesen Wunsch erst einzureden.

»Nun gut«, sagte er schließlich. »Aber da werden wir uns gut darauf vorbereiten müssen.«

Jerzy war am frühen Morgen zu Hause angekommen und hatte sich in der Wohnstube auf das Sofa gelegt. Die Mutter hatte sein Zimmer gelüftet und gewischt

und sein Bett frisch bezogen und war dann zum Kaufmann gegangen, weil ihr dies und das zu seinem Lieblingsgericht noch fehlte. Als sie zurückkam, lag ein Zettel auf dem Tisch: »Bin im Betrieb.« Abends sagte er dann: »Ich arbeite jetzt wieder hier!« - Sie ließ es dabei bewenden, fragte nicht. Hatte sie ihm nicht abgeraten, dorthin zu fahren? Die Zeit würde die Wunde schon heilen, an der er offensichtlich litt. Aber die erste Woche verging, die zweite und auch nach zwei Monaten hatte sie nicht den Eindruck, daß er zur Ruhe käme. Eines Abends sagte sie: »Willst du dein Herz nicht erleichtern, Junge? Schließlich hin ich doch deine Mutter.« - »Ach, Mutter«, sagte er, »ach Mutter!« Sie saßen wieder auf ihrem Lieblingsplatz, auf der Ofenbank. Sie hatte kein Licht angezündet. Sie liebten es, so im Dunkeln zu sitzen, die Rücken an den warmen Kacheln des Ofens, Sie floß ihm Zeit. Und dann erzählte er, Rückhaltlos.

»Und mir war«, sagte er schließlich, »als würde ich das Bild noch einmal zerschneiden, so wie du es zerschnitten hast! Abschneiden alles, was eine Verbindung darstellen könnte zwischen diesem und jenem, zwischen damals und heute... Aber mir war auch, Mutter, als zerschnitt ich mein Herz!«

Sie erkannte am Klang seiner Stimme, daß er weinte. Das erschütterte sie maßlos, denn er hatte auch als Kind nie geweint.

Lange war das Ticken des Regulators das einzige Geräusch in diesem dunklen Raum. Ach, mein Junge, dachte sie unausgesetzt, ach, mein Junge, wie kann ich dir nur helfen? Wie kann ich deinen Schmerz lindern, ohne dir neuen Schmerz zuzufügen? Aber sie wußte schon, daß sie nun auch über das sprechen mußte, was sie bisher verschwiegen hatte.

»Ich habe das Bild nicht zerschnitten«, sagte sie leise.

»Wie?« Er schrak auf. Er war in Gedanken offenbar weit weg gewesen.

»Ich habe das Bild nicht zerschnitten!« - Die Szene war ihr wieder ganz gegenwärtig: Da war der Tisch, darüber die Lampe mit dem Blechschirm, da war Krolaks Messer, das an der aufgelegten Holzleiste entlang glitt und das Foto teilte; da war Staneks trauriger Blick schließlich, als er die eine Hälfte ihr reichte

Gegen Ende des Krieges hatte ein Teil der Männer beschlossen, aus dem Lager auszubrechen. Das war ein großes Risiko, aber vielen schien es geringer zu sein, als nur zu warten und womöglich zuletzt noch liquidiert zu werden. Nahrungsvorräte wurden angelegt, sogar ein paar Waffen beschafft, aber am Abend vor der bestimmten Nacht ausgehoben. Die fünf Hauptbefürworter der Flucht wurden verhaftet und erschossen. Zufall? Kaum! Verrat war die einzig plausible Erklärung.

»Danach habe ich deinen Vater nicht wiedergesehen«, sagte sie. Zu ihrer großen Verwunderung war es ihr leichter gefallen als erwartet, über all das zu sprechen. Sie hatte einen Ton der Sachlichkeit gefunden, der schon beinahe wie Härte erschien. Er hatte ihr atemlos zugehört.

Jetzt fragte er, und sie hörte genau, wie entsetzt er war.

»Meinst du, daß Vater ...?« Er war ganz atemlos.

»Nein«, sagte sie fest, »nein, bestimmt nicht. Aber der Verdacht richtete sich auf ihn oder wurde bewußt auf ihn gerichtet, wer weiß... Er war von Anfang an gegen den Fluchtplan gewesen, denn mit dir hätte ich ja nicht mitgehen können. Und dann fanden sie dieses Bild bei ihm, und es wirkte wie ein letzter Beweis...

»Aber es war keiner, wie?!«

»Nein«, sagte sie »Nein, bestimmt nicht. Jedenfalls glaube ich es nicht. Uns beiden ging es sehr schlecht damals, und dein Vater war immer auf etwas Zusätzliches aus, uns am Leben zu erhalten. Da legt man dann wohl auch den Arm um die Schulter, die mit einer verhaßten Uniform bedeckt ist. Heroisch war das wohl nicht, aber du würdest nicht leben, wenn er anders gehandelt hätte..«

Und nun mußte er fertig werden mit alledem. Und nach und nach begriff er, daß der Wert der einen Bildhälfte durch den Wert der anderen mitbestimmt wurde. War der eine Vater ein Verräter, dann war wohl der andere der Zwischenträger gewesen; war der Verdacht, in den der eine Vater geraten war, ein tragischer Irrtum, dann kannte das Bild durchaus als Alibi für den andern gelten. Und war es so, was konnte er dafür? Und war es anders, was konnte sie dafür?

Als sie das Kind zum ersten Male im Arm hatte, glaubte sie, in dem verhutzelten Säuglingsgesicht Ähnlichkeit mit Jerzys Gesicht zu entdecken. Sie wußte, daß es Unfug war, dies zu glauben. In diesem Gesichtchen steckten noch viele andere Gesichter. Es konnte Jerzy drin stecken, aber auch das der Mutter. Oder das von Jerzys Mutter oder das ihres Vaters schließlich. Aber sie hoffte eben, daß es sein Gesicht sein würde. Und vielleicht in erträglichem Maße auch das ihrige.

Sie war jetzt sehr müde. Die Entbindung war zwar relativ rasch verlaufen, aber sie hatte sich doch vollkommen verausgabt dabei. Einerseits fühlte sie sich wunderbar erleichtert, andererseits war ihr, als lägen Berge auf ihren Gliedern. Wenn sie nicht an Jerzy oder an das Kind dachte, ging ihr jetzt dauernd eine Liedzeile durch den Kopf. Das heißt, sie wußte eigentlich nicht einmal, ob es eine Liedzeile war. Jedenfalls kamen ihr die Worte immer wieder in den Sinn, weil sie ihre jetzige Empfindung gut genug ausdrückten: all ihren Kummer und all ihre Hoffnung und Zuversicht auch. »Über sieben Brücken mußt du gehn.« Und sie sah diese Brücken vor sich, und auf jeder von ihnen ging sie mit dem Kind ihm entgegen.

Über sieben Brücken ... Dann schlief sie ruhig ein.

Vom Klubhaus her wehte der Wind ein paar Takte Tanzmusik herüber, und der Arzt dachte: Es ist wenig, was wir tun können, aber wenn es gelingt, ist es viel.

Und wo Züge abfahren, kommen Züge schließlich auch wieder an.

\*

Einen ganz herzlichen Dank an Helmut Richter dafür, dass ich seine Erzählung für die Seite [www.bv-espenhain.de](http://www.bv-espenhain.de) verwenden durfte.

Michael Fest

Der folgende Liedtext entstand während der Verfilmung der Erzählung  
»Über sieben Brücken mußt du gehen«

### ***Über sieben Brücken mußt du gehn***

Manchmal geh' ich meine Straße ohne Blick,  
Manchmal wünsch' ich mir mein Schaukelpferd zurück.  
Manchmal bin ich ohne Rast und Ruh',  
Manchmal schließ' ich alle Türen nach mir zu.  
Manchmal ist mit kalt und manchmal heiß,  
Manchmal weiß ich nicht mehr, was ich weiß.  
Manchmal bin ich schon am Morgen müd',  
Und dann such ich Trost in einem Lied.

Manchmal scheint die Uhr des Lebens stillzustehn,  
Manchmal scheint man immer nur im Kreis zu gehn.  
Manchmal ist man wie vom Fernweh krank,  
Manchmal sitzt man still auf einer Bank.  
Manchmal greift man nach der ganzen Welt,  
Manchmal meint man, daß der Glücksstern fällt.  
Manchmal nimmt man, wo man lieber gibt,  
Manchmal haßt man das, was man doch liebt.

Über sieben Brücken mußt du gehn,  
Sieben dunkle Jahre überstehn,  
Siebenmal wirst du die Asche sein,  
Aber einmal auch der helle Schein.

Zuerst gesungen hat es Herbert Dreilich (+ 12. Dezember 2004),  
in der Welt bekannt gemacht wurde es durch Peter Maffay.

**"Zaspenhain" das ist Espenhain. Wer denkt heute noch darüber nach?**